

► Zukunftsperspektiven

Längerfristig behält daher vielleicht die klassische Politische Ökonomie recht, und an die Stelle eines kontinuierlichen Wirtschaftswachstums treten die Wachstumskaskaden, die John Stuart Mill im Auge hatte: Grenzen des Wachstums, die sich immer wieder als elastisch, wenn auch zäh erweisen, und die von den Naturbedingungen der Wirtschaft gesetzt werden. Stanley Jevons, einer der Väter der Grenznutzentheorie, hat bereits 1865 darauf hingewiesen, dass man nach Ende des fossilen Zeitalters zu einem Solarenergiesystem zurückkehren muss, das fatale Ähnlichkeit mit der agrarischen Vergangenheit haben wird. Auch Jevons irrte sich, denn er war davon überzeugt, dieser Übergang stehe unmittelbar bevor.

George Bernhard Shaw drückte gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen Stimmungswandel aus, als er sagte, die Ökonomie habe sich von einer „düsteren Wissenschaft“ in eine Wissenschaft der Hoffnung verwandelt. Jetzt wurde ein wachsender Lebensstandard versprochen, der durch einen umverteilenden Sozialstaat auch für diejenigen erreichbar werden sollte, die selbst keinen Zugang zum Wirtschaftsgeschehen hatten. Das zwanzigste Jahrhundert war schließlich davon überzeugt, dass durch eine geschickte Wirtschaftspolitik „Wohlstand für alle“ möglich sei. Erst in den letzten Jahren kündigt sich ein erneuter Stimmungsumschwung an. Die Ökonomie ist dabei, sich wieder in eine „düstere Wissenschaft“ von den harten, unentrinnbaren Fakten – der Globalisierung und der Umweltkrise – zu transformieren, angesichts derer die politischen Zugriffsmöglichkeiten ebenso schrumpfen wie die Hoffnungen auf bessere Zeiten.

Anmerkung

(1) Vgl. hierzu Siefert, Rolf Peter: Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt. Luchterhand, München 1997.

Der Autor

Prof. Dr. Rolf Peter Siefert lehrt Neuere Geschichte an der Universität Mannheim und befasst sich mit Fragen der Umweltgeschichte.

Kontakt: Bergstr. 59, 69120 Heidelberg,
Tel. 06221/ 410071, Fax 06221/ 451472,
E-mail rpsiefert@t-online.de

Neue ökonomische Perspektiven durch Local Players?

Rückblick in eine mögliche Zukunft

Ungewisse Zukunftsprognosen für die sich globalisierenden Märkte und Gesellschaften und das Scheitern der „großen Entwürfe“ lenken den Blick zunehmend auf neue Akteure. Im Diskurs über zukunftsfähige Wege stehen Faktoren wie lokales Wissen und regional orientierte ökonomische Praktiken, die an historisch vergangene Vergesellschaftungsformen anknüpfen, hoch im Kurs. Inwieweit diese neue Impulse liefern können, wird am Beispiel der jüngeren Sozialgeschichte einer westfälischen Kleinstadt aufgezeigt.

Von Christa Müller

Es rettet euch kein Billiglohn“ titelt Krisis-Redakteur Norbert Trenkle in der Oktoberausgabe der *konkret* (1). Er vertritt die These, dass die Dienstleistungsgesellschaft als historische Nachfolgerin der sogenannten Arbeitsgesellschaft Fiktion bleiben wird. Trenkles Vision ist düster – und reiht sich damit in den derzeit unüberhörbaren Kanon pessimistischer Zukunftsprognosen ein.

Wenn im Niedergang des industriellen Paradigmas so wenig Potenzial für eine zukunftsfähige Entwicklung gesehen wird, wäre es ja vielleicht die „Unterwelt“ des Industrialismus wert, unter neuen Blickwinkeln betrachtet zu werden. Wenn die Moderne als Gesamtprojekt zu scheitern droht, könnte möglicherweise das von ihr zu Überwindende – jedoch keineswegs Überwundene – eine bislang noch unterschätzte Rolle für die Zukunft spielen.

Konkret: Wird die unbezahlte und geringgeschätzte Arbeit für das (Über-)Leben zukünftig im Mittelpunkt gesellschaftlicher Aktivitäten und Wertschätzung stehen, ohne dass ihre ProtagonistInnen verarmen? Wird die Subsistenzproduktion der Marktproduktion als anerkannte gesellschaftliche Produktion den Rang ablaufen? Werden die Regionen zu Orten zukunftsfähiger Produktions- und Tauschformen? Wird die Vorstellung vom „guten Leben“ nicht in der Transzendierung, sondern in der Inszenierung sinnhafter Tätigkeiten zur Gestaltung des eigenen Lebens bestehen?

Man könnte es zumindest ausprobieren. Aber offensichtlich bedarf es mehr als der wohlwollenden Einsicht in die ökologisch-soziale Krise der Weltgesellschaft, um ökonomisches Handeln zu transformieren: Das Problem von Regio-

nalisation ist, dass sie eine neue soziale Praxis erfordert, die erst durch sie selbst entstehen kann.

Selbstbestimmung war historisch stets zentrale Voraussetzung für die Realisierung überschaubarer, sozial und ökologisch verträglicher Vergesellschaftungsprozesse. Das wird auch in Zukunft so sein. Zu analysieren, auf welche Weise die Selbstbestimmung abhandeln gekommen ist, ist eine Prämisse für den Versuch ihrer Re-Installation, entspräche also quasi einem Rückblick in eine mögliche Zukunft.

► Schnittstellen zwischen Vergangenheit Zukunft

Eine solche Analyse habe ich am Beispiel der westfälischen Kleinstadt Borgentreich vorgenommen (2). Diese circa 2400 EinwohnerInnen große Gemeinde war auffällig lange fast ausschließlich von Bauern und Handwerkern und den von ihnen geschaffenen lokalen Wirtschaftskreisläufen geprägt. Ihr Weg „von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf“ besteht aus der Integration einer bis weit in die sechziger Jahre ökonomisch weitgehend eigenständigen Dorfkonomie in den Weltmarkt. Eine Re-Installation von regionaler Selbstbestimmung darf allerdings nicht verwechselt werden mit einer Re-Installation historisch vergangener Verhältnisse, was weder realisierbar noch wünschenswert wäre. Allerdings sind die Schnittstellen zwischen „vergangen“ und „neu“ größer als gemeinhin angenommen, und auch das spielt eine große Rolle für die soziale Praxis von heutigen Regionalisierungsbewegungen vor Ort. Bereits seit längerem besteht Konsens darüber, dass die Annahmen der Modernisierungstheoretiker, nach denen der Übergang von der „tradi-

tionellen“ zur „modernen“ Gesellschaft sowohl zwingend notwendig als auch größtenteils bereits vollzogen sei, nicht zutreffen. Vielmehr wird der evolutionistischen Gesellschaftsvorstellung entgegeng gehalten, dass sich mit der Moderne durchaus keine vollständig neuen Gesetzmäßigkeiten durchsetzen konnten (3).

Wer heute durch Borgentreich geht, nimmt von der obligatorischen Spielhölle ebenso Notiz wie vom Intensivmaststall, vom Sonnenstudio ebenso wie vom Biohof und vom Bewachungsinstitut wie von der seit hundert Jahren ortsansässigen Tischlerei. Was das alte vom neuen Dorf allerdings beträchtlich unterscheidet, ist die allgegenwärtige Präsenz des Weltmarktes. Sein Einzug ins Dorf hat dem ökonomischen Handeln der BewohnerInnen sukzessive einen neuen Bezugsrahmen verliehen: Die (Welt-) Marktwirtschaft ersetzte die lokale „moral economy“ (4).

► Die alte Moralökonomie

Noch in den sechziger Jahren war die ökonomische Rationalität in der lokalen Ökonomie im wesentlichen durch Gegenseitigkeit geprägt, und zwar sowohl in Bezug auf das Mensch-Natur- als auch in Bezug auf die sozialen Verhältnisse. Gegenseitigkeit war ökonomische Notwendigkeit. Für eine forcierte Naturausbeutung fehlten die technischen Voraussetzungen, und auch eine Verschleierung der produktiven Arbeit aller Dorfbewohner – insbesondere die der Frauen – wäre aufgrund ihrer exponierten und sichtbaren Stellung in der lokalen Ökonomie nicht denkbar gewesen.

Hinzu kommt, dass die spezifisch regionale Kontextualisierung der Arbeit implizierte, dass die Verfolgung des eigenen ökonomischen Vorteils mit den Gemeinschaftsinteressen in der Regel nicht kollidierte. Das hieß z.B. auch, dass die sozialen Unterschiede zwischen den einzelnen DorfbewohnerInnen durchaus betont wurden, jedoch zugleich in allen ökonomischen Entscheidungen oder Handlungen zu berücksichtigen waren. Sowohl die Preisbildung als auch die „Arbeitsmoral“ unterlagen nicht marktförmigen, sondern sozialen Kriterien.

Die Handwerker arbeiteten für die Bauern und Bäuerinnen sowie füreinander – sie stellten Möbel, Kleidung und Arbeitsgeräte her. Die Bauern bestellten die Felder, auf denen auch die Handwerkerfamilien Kartoffeln und Brotgetreide anbauten. Entweder arbeitete man unmittelbar im Naturalientausch, oder die Handwerker schrieben am Ende des Jahres Rechnungen für die von ihnen gelieferten Produkte oder Dienst-

leistungen. Bezahlt wurden viele Rechnungen allerdings – wenn überhaupt – erst Monate nach Erhalt. Weil alle alle kannten, war man unmittelbar mit den Schicksalen der einzelnen Leute verbunden und musste die eigenen Forderungen nicht nur von der geleisteten Arbeit, sondern auch von der Zahlungsfähigkeit des Gegenübers abhängig machen. Moralökonomisches Handeln resultiert also nicht aus Edelmut, sondern aus der Einsicht in begrenzte monetäre und natürliche Ressourcen (5).

Arbeit in diesem Sinne, nämlich als Partizipation an der gemeinschaftlichen und öffentlichen Gestaltung des Lebens, prägt die Menschen auf eine spezifische Weise, die im Zuge des Individualisierungsprozesses verloren geht. Im heutigen Borgentreich erkennt man die ehemaligen Handwerker sowie Bäuerinnen und Bauern an ihrer charakteristischen Ausstrahlung: Es sind Menschen, die in dieser Welt ihren Platz gefunden haben, die ihr Selbstbewußtsein über ihre Partizipation an der für die gesamte lokale Ökonomie notwendigen Arbeit beziehen. Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten waren gefragt – ihr handwerkliches bzw. bäuerliches Wissen und Geschick – und das sind sie bis heute geblieben.

► Ökologische und soziale Nachhaltigkeit

Das Selbstbewusstsein der unmittelbaren Produzenten und der Stolz auf ihre Arbeitsprodukte, also die sozialen Aspekte nachhaltiger Produktion, standen in einem unmittelbaren Verhältnis zur ökologischen Nachhaltigkeit des Wirtschaftens, die sich in erster Linie durch kurze Wege, den Gebrauch heimischer Ressourcen, soziale Transparenz und damit einen hohen Grad an Kosteninternalisierung auszeichnete. So wurden die Erntewagen der Bauern noch in den fünfziger Jahren komplett vom örtlichen Wagner und Stellmacher hergestellt. Der Leiterwagen bestand aus einheimischem Holz; auch der Tischler stellte Treppen, Fenster, Türen, Schränke und Einbauschränke ausschließlich mit Massivholz her, das zum Großteil aus den Wäldern der näheren Umgebung stammte. Auch Häuser wurden bis Anfang der 70er Jahre ausschließlich aus Lehm, Ziegel- oder Naturstein aus dem lokalen Steinbruch errichtet.

► Transformation der Ökonomie

Im Laufe der sechziger und siebziger Jahre tauschten dann mehr und mehr DorfbewohnerInnen ihre extrem arbeitsintensive ökonomische Eigenstän-

digkeit, die mit einem hohen Abhängigkeitsgrad der Akteure untereinander verbunden war, gegen abhängige Beschäftigungsverhältnisse ein, die ihrerseits eine größere individuelle Unabhängigkeit ermöglichten. Im Zuge der sich ausweitenden Lohnarbeit schwand die Grundlage für Reziprozität als dem zentralen Element der dörflichen Kultur des Tausches. Das hieß konkret, dass auch der Konsum zunehmend mit dem marktwirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Denken verbunden wurde.

Eine zentrale Rolle für die Umorientierungen im ökonomischen Handeln spielte die entstehende Mobilität durch Autos, Geld und Maschinen. Die Dorfbewohner bauten ihre Schweine- und Ziegenställe in Garagen um und kauften immer weniger in den kleinen Geschäften vor Ort. Stattdessen fuhren sie in die Supermärkte der Umgebung. Ihre Kleidung, Schuhe und Arbeitsgeräte bezogen sie nicht mehr von den Schneider-, Schuster- und Schmiedemeistern, sondern aus Warenhäusern in den umliegenden Städten.

Die Borgentreicher Produzenten und Händler, die bis dato mehrheitlich kooperative Beziehungen untereinander pflegten, waren nun der Konkurrenz ihnen unbekannter Anbieter ausgesetzt. Sie reagierten mit der Entwicklung unterschiedlicher Strategien: Während die einen ihre Betriebe oder Geschäfte aufgaben und in die Lohnarbeit wechselten, überlebten andere dadurch, dass sie einen innerdörflichen Wettbewerb initiierten. Wieder andere versuchten sich in der Re-Etablierung regionaler Bezüge. Während in der lokalen Ökonomie das ökonomische Überleben nur in Abhängigkeit von anderen bzw. in Kooperation mit anderen möglich war, erfordert die Marktwirtschaft scheinbar nur die eine Strategie: Wachsen oder weichen. Dieser Vorgabe folgt in der Tat die Mehrheit der modernisierungsorientierten Produzenten. Trotzdem wirtschaften heute im globalisierten Dorf keineswegs ausschließlich weltmarkt-, sondern auch regional- und subsistenzorientierte Akteure, in ihrer Mehrheit Bauern, die wegen des spezifischen Produktionsmittels Boden noch am ehesten in der Lage sind, flexibel zu reagieren. Eine Unterscheidung zwischen beiden und damit eine Definition dessen, was heute unter der bäuerlichen im Gegensatz zur agrarindustriellen Wirtschaftsweise verstanden werden kann, ist nicht unbedingt an Größe und Maschinerisierungsgrad der Betriebe abzulesen, sondern, so ein Ergebnis meiner Studie, am jeweiligen Naturverhältnis sowie an der eigenen Verortung in regionalen oder eben globalen Wirtschaftszusammenhängen.

► Umbewertung der Subsistenzarbeit

Nach bzw. während der ökonomischen Transformation, die bis heute andauert, sind die nicht unmittelbar an der Warenproduktion ausgerichteten, also die subsistenzorientierten Handlungen, veränderten Bedingungen unterworfen. Die Subsistenzproduktion, vormals die gesellschaftliche Produktion schlechthin, ist in der Marktgemeinschaft zwar nach wie vor unverzichtbare Basis, wird jedoch der Warenproduktion untergeordnet und erscheint nur noch als vernachlässigenswerte Marginalie der gesellschaftlichen Produktion.

Das hat immense Folgen für die Bewertung der Subsistenzarbeit und die soziale Position ihrer modernen Protagonistinnen – den Hausfrauen. Dadurch dass die Einwohnerinnen und Einwohner Borgentreichs die Produktion für den Eigenbedarf sowie für den dorf- bzw. regionsinternen Tausch sukzessive aufgaben und mit ihnen auch die Orientierung an den lokal begrenzten Möglichkeiten, verlor die subsistenzorientierte Produktion ihren gesellschaftlichen Charakter und ihre Position als zentrale Institution des Dorfes – sie wurde entökonomisiert. Dieser Entökonomisierungsprozess ist geschlechtlich konnotiert, mit ihm setzt sich ein neues, „hausfrauisiertes“ Geschlechterverhältnis durch (6), das das alte – anders hierarchisch organisierte – ablöst.

Die Geringschätzung von Frauen als „alte“ und „neue“ Subsistenzproduzentinnen steht als Synonym für die mangelnde kulturelle Wertschätzung der Subsistenz, derer sich viele im Zuge des technischen und gesellschaftlichen Fortschritts zu entledigen versuchten. Die „müßiggelende Hausfrau“ zeigt nach außen, dass die Familie es geschafft hat; sie demonstriert, dass sie sich von der körperlichen Arbeit befreit hat. Und nicht nur von der körperlichen Arbeit, sondern auch von der ökonomischen Abhängigkeit von anderen. Das Ideal vom auf sich selbst gestellten und in diesem Sinne „freien“ bürgerlichen Individuum konnte die alten Reziprozitätsnormen aus dem Alltag verdrängen, weil das Überleben zunehmend weniger von ihnen abhing.

► Neuer Bezug zur Region

Heute greift im Zusammenhang mit der ökologischen und der Arbeitsmarktkrise nicht nur eine wachsende Ernüchterung um sich, was die Hoffnungen auf Befreiungsversprechen der Moderne

betrifft, sondern etabliert sich auch ein Diskurs um die Wieder-Aneignung der durch die zentralistische Marktwirtschaft enteigneten sozialen und ökonomischen Räume. Dabei geht es darum, ein neues Verständnis von Ökonomie auf regionaler Ebene umzusetzen, das nicht am Verwertungs- sondern am Versorgungsaspekt orientiert ist.

Auch in Borgentreich sind Regionalisierungsbewegungen aktiv. Ihr Ziel: über Inhalte und Ausgestaltung der Produktion wieder selbst bestimmen. Erste Resultate der Bemühungen um eine regionale Ökonomie sind eine entgegen dem Zentralisierungstrend in der Milchwirtschaft wieder eröffnete Bauernmolkerei, eine Erzeuger-Verbraucher-Genossenschaft sowie verschiedene Initiativen für eine Stärkung der vielfältigen lokalen Handwerkstraditionen. Die Region im Kontext der Regionalisierungsdebatte ist dabei selbstredend nicht mehr identisch mit der Region bzw. dem Dorf vor der Weltmarktintegration. Trotzdem wird an zentrale Punkte der „alten“ Organisation von Produktion und Konsum angeknüpft, z.B. an die Integration ökologischer, sozialer und kultureller Aspekte in die Produktion.

Im Kontext einer Wiedereinbettung der Ökonomie in zukunftsfähige und lebenswerte soziale Bezüge wäre Arbeit aber nicht notwendig als eine dem „Reich der Freizeit“ unter- bzw. nebeneinandergeordnete Bürde zu verstehen, sondern wesentlicher Bestandteil des „guten Lebens“ selbst. So hat Csikszentmihalyi gezeigt, dass die Glücks- und Erfüllungsmomente, die das „gute Leben“ ausmachen, weniger im Freizeit- und Konsumbereich, sondern primär in produktiven Tätigkeiten, sprich in sinnhafter Arbeit auftreten (7). Arbeit müsste also nicht nur im Hinblick auf die Erfordernisse der äußeren, sondern auch der inneren menschlichen Natur neu positioniert werden. Und die ist auch in der Konkurrenzgesellschaft scheinbar noch nicht vollständig vom homo oeconomicus dominiert: Scherhorn zeigt, dass kooperatives ökonomisches Handeln immer dann gestärkt wird, wenn Prinzipien wie Mitverantwortung und Verbundenheit innerhalb überschaubarer Zusammenhänge gefragt sind (8). Regionalisierung stellt genau diese überschaubaren Räume zur Verfügung – eine zentrale Rolle für ihre Neugestaltung müsste die Umsetzung der Erfahrungen spielen, die in den letzten Jahrzehnten in den sozial-emanzipatorischen Bewegungen, allen voran der Frauen- und Ökologiebewegung, gesammelt wurden.

Die von der ökonomischen Globalisierung verursachte Homogenisierung produziert also im Etablierungsprozess selbst eine neue Vielfalt auf regionaler Ebene. Dabei handelt es sich um eine Neuinszenierung des Ortes und seiner Akteure. Regionalisierungsbewegungen versuchen den ländlichen Raum zu re-ökonomisieren, um ihn im materiellen Sinne neu erschließen und aneignen zu können. Die auf internationalem Parkett geführte Debatte über die Grenzen des Wachstums findet also auch im Dorf statt: Hier treffen die „local players“ aufeinander. Ob es ihnen gelingen wird, entgegen der allgegenwärtigen Verwertungslogik neue Perspektiven für eine am Leben orientierte Ökonomie und Gesellschaft aufzuzeigen, wird sich womöglich zu einer der zukunftsreichsten Fragen entwickeln.

Anmerkungen

- (1) Trenkle, Norbert: Es rettet euch kein Billiglohn, in: konkret 10/1999, S. 35-41.
- (2) Müller, Christa: Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf. Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen Weltmarktintegration und Regionalisierung, Frankfurt/New York 1998.
- (3) Hettlage, Robert (Hg.): Die post-traditionale Welt der Bauern, Frankfurt/New York 1989, S. 303.
- (4) Evers, Hans-Dieter/Heiko Schrader (Hrsg.): The Moral Economy of Trade. Ethnicity and Developing Markets. London/New York 1994.
- (5) Mies, Maria: Merkposten für einen maßvollen Wirtschaftsstil oder: Die Notwendigkeit einer neuen „Moral Economy“, unveröff. Manuskript, Berlin 1994.
- (6) Vgl. von Werlhof, Claudia/Maria Mies/Veronika Bennholdt-Thomsen: Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek 1983.
- (7) Csikszentmihalyi, Mihalyi: Lebe gut! Wie Sie das Beste aus Ihrem Leben machen, Stuttgart 1999.
- (8) Scherhorn, Gerhard: Das Ganze der Güter, in: Meyer-Abich, Klaus Michael (Hg.): Vom Baum der Erkenntnis zum Baum des Lebens. Ganzheitliches Denken der Natur in Wissenschaft und Wirtschaft, München 1997, S. 162-251.

Die Autorin

Dr. Christa Müller ist wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der gemeinnützigen Forschungsgesellschaft anstiftung.

Kontakt: anstiftung gGmbH, Daiserstr. 15, Rgb., 81371 München, Tel. 089/747460-19, Fax -30, E-mail: info@anstiftung.de

(c) 2010 Authors; licensee IÖW and oekom verlag. This is an article distributed under the terms of the Creative Commons Attribution Non-Commercial No Derivates License (<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/>), which permits unrestricted use, distribution, and reproduction in any medium, provided the original work is properly cited.